

Schwestern und Brüder!

Wieder einmal neigt sich ein Wahltag seinem Ende zu und damit auch die mühsame „Zeit fokussierter Unintelligenz“, wie M. Häupl die Vorwahlzeiten einmal bezeichnet hat. Immerhin – eines kann positiv darüber vermerkt werden: In der eigentlich bedrückenden Themenarmut dieses Wahlkampfes spielte auch das Migrations-Thema keine besondere Rolle.

Dieses Thema steht dafür kirchlicherseits im Zentrum des heutigen Sonntags, den unsere Kirche eben nicht als Wahltag, sondern als „Sonntag der Völker“ bzw. mehr alltagssprachlich als „Ausländersonntag“ feiert – heuer unter dem Motto „Trennendes überbrücken“. – Ob der Blick auf die soeben gehörte Evangelienstelle bei der Wahl dieses Mottos Pate stand, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber es passt hervorragend, spricht das Evangelium heute doch von einem unüberbrückbaren Graben.

Aber der Reihe nach: Alljährlich will der „Sonntag der Völker“ den Blick lenken auf die stetig wachsende Buntheit von Volksgruppen, welche nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das kirchliche Leben unseres Landes prägen. Wir können bereits in unserer nächsten Umgebung Weltkirche erleben – mit ihrer Vielfalt an Ausdrucks- und Frömmigkeitsformen. Unweigerlich muss sich unser Blick dabei aber auch öffnen für die völlig unterschiedlichen sozialen Verhältnisse, in denen das Evangelium gehört wird und Resonanz findet. Wir sind – auch in unserem Land – eine Kirche von Reichen und Armen, von in Sicherheit und sattem Wohlstand Lebenden ebenso wie von Menschen mit Not-, Gewalt- und Fluchterfahrungen; und der unüberwindliche Graben zwischen Arm und Reich, von dem das Evangelium spricht, muss auch vor diesem Hintergrund beunruhigen: Ist unsere Kirche nicht nur in inneren Strukturfragen von Spaltungen bedroht, sondern auch aufgrund ihrer sozialen Struktur?

Wie unterschiedlich muss doch gerade diese biblische Erzählung vom armen Lazarus und dem Reichen und von dem unüberwindlichen Graben zwischen beiden aufgefasst werden! Auf der einen Seite als veritable Drohbotschaft für den in Wohlstand und Sicherheit lebenden Teil der Christenheit: „Wer von uns kann da noch gerettet werden?“, muss dieser Teil sich fragen – während die anderen, die Müllmenschen und Flüchtlinge dieser Erde, die wirtschaftlich oder sexuell Ausgebeuteten und alle anderen Randexistenzen vor unseren Türen dieselbe Erzählung als Erlösungsgeschichte hören werden, die ihnen sagt: „Du bleibst nicht bei den Hunden. Am Ende wirst Du dort leben, wo Du immer schon hingehörst: in der Geborgenheit Gottes.“ – Genau diese Tatsache – dass nämlich ein und dieselbe Erzählung so verschieden ankommt und gehört wird: als Hoffnung und Trost spendende Botschaft für die Einen, als beunruhigende Drohung für die Anderen – ist nicht genau das eine Bestätigung für die tiefere Wahrheit dieser Erzählung: Ja, es gibt einen tiefen Graben zwischen Reich und Arm, und es gibt ihn schon hier und jetzt in dieser Welt!

Armut – so sagen die Definitionen der Sozialforschung – bedeutet letztlich: über keine Wahlmöglichkeiten, keine Spielräume, kein soziales Netz verfügen. Gustavo Gutierrez, ein Vater der lateinamerikanischen Befreiungstheologie, hat einmal gesagt: „Ich kann gar nicht arm sein, solange ich noch Freunde habe.“ Wirklich arm sein bedeutet demnach: isoliert, abgeschnitten, ausgesperrt sein. Unüberbrückbare Gräben stellen für arme Menschen deshalb auch keine neue Bedrohung dar; sie sind Teil ihres Lebens, mit dem sie immer schon zu tun haben, ob sie wollen oder nicht. Das Evangelium beschreibt mit diesem Graben also nichts weiter als das, was für Arme ohnehin Realität ist. – Eine echte Bedrohung ist die Vorstellung unüberbrückbarer Gräben dagegen für alle Wohlhabenden und Reichen, weil das Wesen des Reichtums gerade darin besteht: Grenzen überwinden zu können, also über Bewegungs- und Handlungsspielräume, über Wahlmöglichkeiten und Gestaltungsfreiheit zu verfügen. – Nüchterne Realitätsbeschreibung oder Bedrohung: Letztlich gibt genau die Art und Weise, wie das heutige Evangelium jeweils aufgenommen wird, auch Auskunft darüber, auf welcher Seite des Grabens – arm oder reich – seine HörerInnen jeweils stehen.

Das biblische Bild dieses unüberwindlichen Abgrunds könnte nun aber gerade zum Ansatzpunkt dafür werden, dass es auch für Reiche noch Hoffnung auf Erlösung gibt, sofern sie sich darauf einlassen können: Wer dieses Evangelium als wahr anerkennt, anerkennt damit letztlich auch die Existenz von Grenzen, die selbst für einen Reichen unüberwindlich sind, anerkennt damit also auch eigene Ohnmacht – und damit auch eigene Armut – und damit auch eigene Erlösungsbedürftigkeit – und damit auch eigene Erlösungsfähigkeit. Gerade in der Anerkennung dieses unüberwindlichen Grabens erfährt der Reiche sich mit einem Mal – vielleicht zum ersten Mal – selbst als arm, wenigstens als arm vor Gott, weil er plötzlich und drastisch die Grenzen seiner Freiheit und Macht erkennen und anerkennen muss. Ihm bleibt in der Anerkennung dieses Bibelwortes nichts mehr, als alle Hoffnung und Sicherheit in den Einen zu legen, für den alles möglich ist – selbst das Menschen Unmögliche, selbst die Überwindung dieses fatalen Grabens. Gerade die blanke Nacktheit solcher Hoffnung auf Gott allein könnte für Wohlhabende der erste Schritt in eine heilsame Armut werden, die zugleich „Glauben“ im biblischen Sinn bedeutet: alle Sicherheit loslassen und sein Glück und Heil nicht mehr sich selbst verdanken. Nur so kann es auch gelingen, nicht mehr am Reichtum zu hängen und ihn stattdessen zu teilen.

Die eigene Zukunft, alles Glück von Gott erhoffen – in Anerkennung eigener Begrenztheit und Ohnmacht (so wie es wirklich Armen oft gar nicht anders übrig bleibt) – das ist die große Herausforderung und vielleicht letzte Chance, die dem reichen Menschen bleibt. Ob sie reicht, um das ihn von Gott Trennende zu überbrücken, liegt aber allein in *dessen* Hand.